

## Zwölftes Kapitel

# Bismarck, das „arme k“ und die Revolution

Das europäische 19. Jahrhundert hat nicht nur die Nationalismen ideologisch verklärt, es hat auch jene Globalisierungsprozesse beschleunigt, die seit dem späten 20. Jahrhundert kontrovers diskutiert werden. Freilich wurden diese Entwicklungen von einer unter Begriffen wie Imperialismus und Kolonialismus allzu bekannten Gewaltmotorik gespeist, deren Folgen bis in unsere Gegenwart zu spüren sind. Verschärft wurde diese Motorik nicht zuletzt durch die von den europäischen Nationalstaaten in die überseeischen Außenräume exportierte Machtkonkurrenz. Im Klub der Kolonialmächte spielten England und die Niederlande die Hauptrolle, während Spanien im Niedergang war und Deutschland unter allen Umständen endlich zu den europäischen Konkurrenten aufschließen wollte.

Die Macht-, Prestige- und Wirtschaftsinteressen der europäischen Kolonialisten suchten beinahe überall in der damaligen Welt Fuß zu fassen. Wo sie in die Tat umgesetzt wurden, veränderten die schockartigen Zusammenstöße mit dem Fremden und Anderen auch die Selbstwahrnehmung der Europäer. Dubiose Verteidigungsstrategien und neue, methodisch elaborierte Weltbilder hielten sich bald die Waage. Die Wissenschaften vom Menschen gaben sich einerseits alle Mühe, mit kaltem Blick das Andere und Fremde auf Distanz zu halten. Andererseits zwangen ihnen die Beobachtungen und Erfahrungen des Neuen die Revision überkommener Begriffe und Methoden auf, ein Vorgang, der sich häufig genug mit den geopolitischen Interessen der Kolonialmächte arrangierte. Das hatte nicht nur terminologische Neuschöpfungen zur Folge, sondern gab auch der komparatistischen Sprachforschung neue Impulse und trug darüber hinaus zur orthographischen und grammatikalischen Standardisierung der Nationalsprachen bei. Es war dies eine Entwicklung, die stark in den Schulunterricht eingriff, was in den Kolonien, in denen die Europäer ihre Sprachen per Diktat durchgesetzt hatten, mit neuen Herausforderungen für die einheimischen Eliten verbunden war.

Rizals Altersgenosse Rabindranath Tagore ist mit Bengali, seiner Muttersprache, und mit Englisch, der Sprache der Kolonialherren, groß geworden. Er konnte in der Weiterentwicklung des Bengalischen an die hochkulturelle Vergangenheit Indiens – „that golden daybreak of the awakenment of India's

soul<sup>1</sup> – anknüpfen, ohne darüber das Englische aufzugeben. Für Rizal hingegen gab es keine vergleichbare Alternative zur spanischen Herrschaftssprache, da das Tagalog keinen traditionsbildenden Literaturkanon hervorgebracht hatte und neben vielen anderen als eine begrenzte Lokalsprache in Gebrauch war. Als Reservoir kultureller Erinnerung war ihm diese Sprache jedoch teuer genug, um sie via Übersetzung europäischer Klassiker literarisch zu veredeln und für die Bewahrung ihrer phonetischen, grammatikalischen und orthographischen Eigentümlichkeiten zu streiten. Für die ganz eigenen Geschmacksnoten verschiedener Sprachen hatte Rizal – wie ich nebenbei bemerken möchte – ein besonderes Sensorium, auf das wohl auch die Lust an einer gewissen Mehrsprachigkeit zurückzuführen ist, die er nutzte, um bestimmte Charaktertypen in seinen Romanerzählungen zu charakterisieren. Da werden, neben Tagalog, nicht nur Pidgin und eine Chabacano genannte Kreolsprache gesprochen, auch komische Übertreibungen in der Aussprache des Hochspanischen werden orthographisch markiert und in einem anderen Fall parliert eine Figur mit ihren perplexen Verwandten sogar in fließendem Küchenlatein. Ein Motiv für Rizals intensive Beschäftigung mit der Mehrsprachigkeit war die Suche nach den Wurzeln und nach den Austauschprozessen des Malaiischen mit den auf den benachbarten und den auf den ferner liegenden pazifischen und südostasiatischen Inseln gewachsenen Sprachen. Die Spuren dieser Beschäftigung sind u. a. in einer *Melanesia, Malasia, Polinesia*<sup>2</sup> überschriebenen Studie zu finden, auf deren Seiten er die ihm zugängliche internationale ethnografische und sprachwissenschaftliche Literatur diskutiert und verglichen hat.

Auch wenn Sprache nicht in der Kultur aufgeht, so ist sie doch einer der Schlüssel, dessen Einheimische wie Fremde bedürfen, wollen sie in der kommunikativen Praxis bestehen, um intermediäre Austausch- und Verständigungsprozesse über kulturelle Unterschiede hinweg auszubauen. Übersetzungen können wie grenzüberschreitende Flüsse die diesseits wie jenseits liegenden Provinzen mit Nahrung versorgen. Das gilt auch für Rizals Übersetzungsarbeit, hat er mit seiner Übertragung von Schillers *Wilhelm Tell* ins Tagalische doch mehr als nur *eine* produktive Idee umsetzen wollen: den Umbau der Bühne zu einer politischen, das Freiheitsdenken idealisierenden „Anstalt“ (F. Schiller); die Erweiterung des konventionellen tagalischen Schauspielrepertoires etwa im Sinne der in *Noli me tângere* (Kapitel Nr. 20) diskutierten, aber vom Klerus verhinderten Neuerungen; und schließlich die

1 Tagore, zit. nach Pearson 1916, 18.

2 *Escritos políticos* 1961, 362–371

Einführung einiger – wie es scheint – bloß oberflächlicher, weil formaler Veränderungen in die Orthographie des Tagalog.

Um verständlich zu machen, welchen Lärm die zuletzt erwähnte, mit der Übersetzung vom Deutschen ins Tagalische verknüpfte Orthographiereform hervorrief, muss ich mich kurz der zeitgenössischen Kolonialpolitik Bismarcks zuwenden. Unter den um die Mitte der 1880er Jahre vom deutschen Kaiserreich angepeilten Beutezielen befand sich damals auch eine Ansammlung sehr kleiner im Westpazifik verstreuter Inseln namens „Carolinen“.<sup>3</sup> Allerlei Inselgruppen – Kaiser-Wilhelms-Land, Salomo- und Bismarck-Archipel, Admiralitätsinseln usw. – hatte das Reich bereits als sog. Schutzgebiete kassiert. Fehlten noch die Nachbarn, eben die Marianen und Carolinen, auf die Bismarck nicht verzichten wollte, um der Welt – wie geplant – eines Tages eine wasserweit sich erstreckende ozeanische Kolonie namens „Deutsch-Neuguinea“ vorführen zu können. Die Carolinen, die ihren Namen dem spanischen König Carlos II verdanken, insgesamt etwa 680 Inselchen, verteilen sich auf eine Ost-West-Strecke von gut 1800 Seemeilen Ausdehnung. Spanien hatte dieses nicht weit von den Philippinen entfernte Gebiet, das heute zur Mikronesischen Föderation gehört, im 17. Jahrhundert formal in Besitz genommen, aber sie allenfalls als Strafkolonie genutzt. Im Jahre 1885 interessierte sich unversehens Bismarck für diese abgelegene Welt, um auf Wunsch dort aktiver deutscher Handelsgesellschaften die Annexion vorzubereiten. Den Spaniern gefiel das überhaupt nicht, und so kam es zu Imponiergehabe inklusive Kanonenbootdiplomatie und demonstrativer Flaggenhissung auf beiden Seiten. In Madrid belagerten bald spanische Patrioten die deutsche Gesandtschaft und verbrannten unterm Geschrei „Nieder mit Deutschland!“ deren hoheitliche Symbole, während die Gazetten in beiden Ländern kräftig Öl ins Feuer gossen. Die Spanier befürchteten, der deutsche Imperialismus habe es auf die Philippinen abgesehen.<sup>4</sup>

Indes, es blieb beim Geplänkel, da Bismarck angesichts Spaniens Schwäche keine Risiken eingehen musste. Es erging gar ein Schiedsspruch aus gleichsam höchster Höhe, als der Papst Spaniens Souveränität in diesem Weltteil bestätigte und zugleich den Deutschen etliche Handels- und Niederlassungsfreiheiten vor Ort garantierte. Die über Jahre sich hinziehenden diplomatischen Winkelzüge der Kontrahenten führten schließlich – die Briten meldeten sich zwischendurch auch mal zu Wort – zu einer unwürdigen Schacherei. Im Frühjahr 1899 fand der Streit mit dem Verkauf der Carolinen

3 Zur Geschichte des sog. Karolinenkonflikts: N. Havemann 1997, 108–120.

4 Eine keineswegs grundlose Befürchtung: siehe H. E. Bacareza 1980, 87 ff. und V. Schult 2000, 95.

und Marianen ans deutsche Kaiserreich ein vorläufiges Ende. Spaniens Regierung blieb keine Wahl, zumal sie kurz zuvor die Philippinen an den neuen Imperialisten USA verloren hatte. Wie üblich hatten die Inselbewohner der Carolinen nichts zu sagen, sondern gerieten wie stimmloses Vieh unter die Fuchtel der neuen Besatzer.

Was das mit Rizal zu tun hat? Nun, in der angespannten Situation der Jahre 1884/85 wurde er, der Kritiker der spanischen Kolonialanarchie und Freund der deutschen Wissenschaft, von seinen Gegnern umstandslos dem Lager der Bismarckschen Annexionspolitik zugeschlagen. Die Anfeindungen, gegen die er sich daraufhin zur Wehr setzen musste, machten schließlich – mit Verlaub zu sagen – aus dem Floh einen Elefanten, als sie ihm aus einigen kleinen Verschiebungen im tagalischen Alphabet einen Strick drehen wollten.

Im Utopie-Essay spricht Rizal gelegentlich in einer Weise von den Philippinen, als fände man dort eine annähernd homogene Kultur. In Wahrheit galt sein zögerlicher Patriotismus der – wovon er felsenfest überzeugt war – führenden Rolle einer spanisch-tagalischen Kultur- und Sprachmischung. Eine ganz und gar unbegründete Parteinahme war das nicht, da das Tagalische – wie auch dessen Verwendung als erweiterte, heute „Filipino“ bzw. „Pilipino“ genannte Amtssprache (*Tagalog-Based National Language*) belegt – seit langem als Dolmetsch zwischen den mehr als 170 Idiomen der Inselwelt in Gebrauch war und Spanisch eine elaborierte, weltweit verbreitete Literatursprache im Angebot hatte. Auch ließ sich Rizal als eifriger Geschichtsforscher von Wilhelm von Humboldts Studien über die Kawi-Sprache auf der Insel Java belehren, dass dem Tagalischen eine besondere, anderen Varianten des Malayo-Polynesischen verloren gegangene Ursprünglichkeit eigne.<sup>5</sup> Weitere auf den Philippinen verbreitete Sprachen – zum Beispiel das Ilokano und das Visayan (auch Cebuano genannt), die wie das Tagalog zur austronesischen Sprachenfamilie gehören und im späten 19. Jahrhundert kleine Literaturproduktionen hervorbrachten – waren Konkurrenten und zugleich Verbündete des Tagalischen.

Während der seit 1885 wachsenden Spannungen im sog. *Karolinestreit* – die Deutschen setzten sofort anstelle des Anfangsbuchstabens <C> im Namen des meerumtosten Territoriums das ihnen genehme „harte“ <K> – wurden von spanisch-philippinischer Seite allerlei Hetzreden gegen Rizal und Blumentritt losgelassen. War nicht Blumentritt ein Deutscher, war Rizal nicht vom deutschen Protestantismus mit dem Bazillus der Häresie infiziert worden? Über Blumentritt hieß es, er werde als Sympathisant der

5 W. v. Humboldt 1938, § 16

philippinischen Rebellen (*filibusteros*) und als Propagandist der deutschen Expansionsgelüste im Westpazifik aus Bismarcks Reptilienfond alimentiert. Dass er in Wahrheit den älteren Rechtsanspruch der Spanier gegen Bismarcks Pläne ins Feld geführt hatte, wollten seine Verleumder nicht wahrhaben.

Rizal selber hatte sich mit der Veröffentlichung seines Romans *Noli me tângere*, die zeitlich mit der in Spanien grassierenden Germanophobie zusammenfiel, gleichsam in ein Wespennest gesetzt. Auf den Philippinen erwirkte sofort die höchste, von einem Augustinermönch geleitete Zensurkommission ein mit schweren Sanktionen drohendes Verbreitungs- und Lektüerverbot. Dem Autor warf die Kommission nicht nur Häresie, sondern auch Propaganda ausländischen, sprich, „deutschen“ Gedankenguts vor, hinter dem sich solche Schreckgespenster wie Protestantismus und Sozialismus verbargen. In Madrid wiederum agitierte ein einflussreicher spanischer Senator namens Fernando Vida gegen Rizal. Auch er behandelte in einer Rede vor den spanischen Cortes den Roman *Noli me tângere* wie ein Beweisstück, um den Autor der Komplizenschaft mit Bismarck zu überführen und behauptete, Rizal sei dafür mit einer Medizin-Professur an einer deutschen Universität belohnt worden.<sup>6</sup> Vidas Verschwörungstheorie, die Blumentritt später in seiner 1889 in Barcelona veröffentlichten Verteidigung des *Noli*-Romans aufs Korn nehmen wird, machte Schule, so dass bald auch diejenigen, die den Roman nicht gelesen hatten – vor allem Kleriker und eingefleischte Rassisten – mit lautem Geschrei in den Chor der chauvinistischen Hassredner einstimmten.

Das Stigma des „Germanisierten“ bzw. „Eingedeutschten“ (*alemanizado*) blieb Rizal erhalten. Noch in der Verbannung warf ihm ein um sein Seelenheil besorgter Jesuitenpater vor, er habe sich vom deutschen Protestantismus verbiegen lassen. Und selbst sein erster Biograf konnte noch im Jahr 1907 schreiben, *Noli me tângere* sei „tatsächlich mit deutschem Geist imprägniert“.<sup>7</sup> Die Tatsache, dass der Roman Berlin als Druck- und Publikationsort auf dem Titelblatt anzeigte, war für manchen Fantasten Grund genug, um von einer deutschen Verirrung des Autors zu schwätzen. Wie viel schwerer wog in diesem Zusammenhang dann erst die Zusammenarbeit mit dem deutsch-böhmischen Blumentritt in den immer wieder aufflackern den Kämpfen gegen die spanischen Agenten kolonialistischer Gewalt. Als „Freund Bismarcks“, teilte er am 9. Juli 1888 Blumentritt mit, wäre er seinen Landsleuten übrigens durchaus willkommen: „Viele Leute [daheim] hielten

6 Siehe Rizals Brief vom 9. Juli 1888 an Blumentritt.

7 Retana 1907, 105, Anm. 115

mich für einen geheimen Gesandten Bismarcks und hatten mich [deshalb] lieb; ich bedaure es, aber es ist wahr.“ Er vermutete, die Mönche steckten dahinter. Wie sehr ihn diese denunziatorische Ausbürgerung traf, zeigen die heftigen Reaktionen, mit denen er sich verteidigte und die Verleumdungen mit scharfen Gegenangriffen beantwortete. Was er nicht verschwieg, sondern offenherzig einem seiner Kritiker bekannte, das waren die wohlthuenden, mit der Anerkennung seiner Person einhergehenden Erfahrungen während seines Deutschlandaufenthalts.

Um der Wahrheit willen muss ich sagen (*schrieb er am 11. November 1892 aus Dapitan*), dass ich bei der Korrektur meiner Arbeit [an dem Roman *Noli me tângere*] in Deutschland vieles nachgebessert und heruntergestimmt habe. Nachdem ich aus der Ferne eine bessere Sicht auf die Dinge hatte und meine Vorstellungskraft inmitten der eigentümlichen Ruhe dieses [deutschen] Volkes abkühlte, habe ich Übertriebenes temperiert, allerlei Sätze gemildert und vieles auf maßstabsgerechtere Proportionen zurückgesetzt. Ich will noch hinzufügen: Kein Deutscher kannte meine Arbeit, bevor sie veröffentlicht wurde, weder Blumentritt, der in seinen Briefen stets die katholische Religion lobte, noch Virchow, Jagor, Joest [...]. Ich leugne jedoch nicht, dass ich mich von der Umgebung, in der ich lebte, habe beeinflussen lassen, besonders als ich mich inmitten dieses freien, arbeitsamen, gelehrten und wohladministrierten Volkes, das voll Vertrauen in seine Zukunft blickt und Herr seines Schicksals ist, an meine Heimat erinnerte.<sup>8</sup>

Zu den angeblichen Beweisen, die Rizals Gegner in Umlauf brachten, um ihn des Verrats am Filipinismo zu überführen, gehörten Rizals filigrane Veränderungen in den Schreib- und Buchstabierregeln der tagalischen Sprache. Zwar hatte sich die Grammatik des Tagalog seit dem 16. Jahrhundert wenig verändert, wohl aber die Schreibung, da diese sich ursprünglich wie das Sanskrit nach phonemischen, nicht aber – wie die modernen indoeuro-

8 An Pastells, Dapitan, 11. November 1892. Epistolario Rizalino IV, 63f.: Sin embargo, en honor de la verdad, diré que al corregir mi obra en Alemania, la he retocado mucho y reducido mas; pero también la he templado los arranques, suavizando muchas frases y reduciendo muchas cosas a mas justas proporciones a medida que adquiría mas amplia visión de las cosas vistas de lejos, a medida que mi imaginación se enfriaba en medio de la calma peculiar de aquel pueblo. Puedo añadir mas; ningún alemán, tuvo noticia de mi obra antes de publicarse, ni Blumentritt que siempre me encomiaba en sus cartas la Religión Católica, ni Virchow, ni Jagor, ni Joest con quienes me trataba en las sociedades a las que pertenecía, ni Schulzer en cuya clínica trabajaba. Con todo, no niego que no haya podido influir en mi el medio en que vivía, sobre todo al recordar mi patria en medio de aquel pueblo libre, trabajador, estudioso, bien administrado, lleno de confianza en su porvenir y dueño de sus destinos.

päischen Schriftsysteme – nach morphologischen Prinzipien richtete. War das lateinische Alphabet auf der Inselwelt in vorkolonialer Zeit mehr oder weniger unbekannt, änderte sich das mit Ankunft der ersten Missionare.<sup>9</sup> Für das erwachende Geschichtsbewusstsein der *ilustrados* im späten 19. Jahrhundert wurde die Rekonstruktion dieses Wandels daher ebenso wichtig wie die erzählende Vergegenwärtigung ihrer vom Kolonialismus überlagerten und verdrängten Traditionen. Schon allein wegen der Folgen, die die Beschäftigung mit der Orthographie des Tagalischen nicht zuletzt für Rizal hatte, ist die Krisengeschichte des Buchstabens <k> daher eine eigene Betrachtung wert.

Am 15. April 1890 veröffentlichte Rizal in *La Solidaridad* einen *Sobre la nueva ortografia de la lengua Tagala* überschriebenen „Brief“ an seine Landsleute. Ferdinand Blumentritt übersetzte diesen erstaunlich kompetenten Sendbrief ins Deutsche und gab ihm den Titel *Die Transcription des Tagalog* (von mir forthin als „Sendbrief“ zitiert). Blumentritts leicht gekürzte Übertragung erschien 1893 in einem holländischen Journal und beginnt mit einer direkten Leseranrede:

Als ihr, meine Landsleute, die Dorfschule besucht, um das Schreiben [tagalischer Wörter] zu erlernen, oder wenn ihr diese Kunst noch kleineren Bübchen, als ihr es waret, beizubringen hattet, dann habt ihr ohne Zweifel, so wie es auch mir geschehen, bemerkt, welche Schwierigkeiten es den Kindern bereitete, wenn sie zu den Silben *ca, ce, ci, ga, gua, gue, gui* u.s.w. kamen, weil sie den Grund zu diesen Unregelmässigkeiten nicht einsahen und nicht sich zu erklären vermochten, warum gewisse Consonanten bald so, bald so ausgesprochen werden sollten. Schläge hagelten nieder, es regnete Strafen, die Händchen bedeckten sich mit Striemen, die ersten Fibelblätter gingen in Fetzen, die Kinder weinten und selbst die Vorzugsschüler mussten mitunter büßen und trotz alle dem kam man aus diesen schrecklichen Thermopylen nicht heraus. Schon damals dachte ich bei mir, dass diese Silben, die so viel Thränen den Knaben entlockten, ihnen ganz unnütz wären, denn in unserer Sprache und in unserer alten Rechtschreibung besitzen wir weder *ce* noch *ci*, noch *ge* und *gi*, weil diese Silben nur dem Spanischen eigenthümlich sind, einer Sprache also, welche von 1000 Knaben nur drei erlernen, wenn sie nach Manila gehn. Doch so sehr ich mich auch fragte, warum man also so etwas lehre und lerne, nach dem doch schliesslich alle nur im Tagalischen (einer

9 Beispielhaft ist der Text der *Doctrina Christiana en lengua española y tagala* aus dem Jahr 1593, da er neben der tagalischen Baybayinschrift auch eine Transkription des Tagalog in lateinischer Buchstabenschrift enthält.

Sprache, deren Rechtschreibung bis jetzt halb spanisch, halb „ich weiss nicht wie“ war) sich ausbilden wollten, so schwieg ich dennoch, weil ich bereits ahnte, dass in meinem Vaterlande Reformen anzuregen so viel heisse, als sich eine böse Suppe einbrocken.<sup>10</sup>

Wie berechtigt die zuletzt erwähnte Ahnung war, wird Gegenstand der nächsten Seiten sein. Doch will ich zunächst in aller Kürze beschreiben, warum Rizal überhaupt sein Schweigen aufgegeben und mit welchen Argumenten er seinen in diesem Sendbrief ausbuchstabierten Reformvorschlag begründet hat. Mut machten ihm – wie er selber bemerkt – „Beobachtungen in den Volksschulen Sachsens“ (S. 312), während derer er mit angesehen habe, wie sich die Lehrer bemühten, durch Vereinfachung den Schülern Schreiben und Lesen zu erleichtern. Das ist doch ein interessantes Bekenntnis, da er in Sachsen vielleicht mit einer Unterrichtsmethode Bekanntschaft gemacht hat, die sich auf ein damals weit verbreitetes Regelwerk, nämlich auf Konrad Dudens zuerst 1880 in Leipzig erschienenen *Vollständiges orthographisches Wörterbuch für die Schule*, den sog. *Urduden*, stützen konnte. Wie dem auch sei, ein weiterer Mutmacher war für ihn der mit ihm befreundete Trinidad H. Pardo de Tavera. Der hatte in zwei von Rizal im Sendbrief erwähnten Studien aus den Jahren 1884 und 1887 bereits auf die ungerechtfertigte und Verwirrung stiftende Hispanisierung des tagalischen Schriftsystems aufmerksam gemacht.<sup>11</sup> Zwei Studien, die Rizal nach eigener Aussage erst nach seinen eigenen unabhängigen Reformüberlegungen zur Kenntnis genommen hatte und die ihn nun bewogen, sich selber zum „begeistertesten Sendboten“ (S. 313) Pardo de Taveras zu erklären.

In dieser Rolle des Sendboten wendet sich Rizal nun an seine Landsleute, um diese für eine Rechtschreibreform zu gewinnen, die nicht nur den tagalischen Unterricht vereinfachen sollte, sondern auch mit dem „Geist“ der heimischen Sprache, mithin des Tagalog, übereinstimme. Es gehe, schreibt er, um die

Vereinfachung der Rechtschreibung, indem man selbe zugleich den Forderungen des Verstandes und der Logik entsprechend umgestalte, um so die tagalische Orthographie mit dem Geiste dieser Sprache und jenem der

10 Rizal 1893, 311. Die in Klammern gesetzten Ziffern hinter den Zitaten beziehen sich auf die Seitenzählung in der „Transcription“.

11 *Contribución para el estudio de los antiguos alfabetos filipinos* (1884) und *El Sanscrito en la lengua tagalog* (1887).



Schwesteridiome in besseren Einklang zu bringen und um die Wurzeln besser erkennbar zu machen, auf dass das Studium des Tagalischen nicht allein den Tagalen, sondern auch den Stammfremden erleichtert würde. (S. 312)

Ich glaube hier wird deutlich, wie weit Rizals und Pardo de Taveras Absichten über eine schulische, das Schreiben und Lesen erleichternde Rechtschreibreform hinausgingen. Beide suchten sich jener phonematischen Schreibweise anzunähern, der gemäß *ein* Schriftzeichen idealerweise *einen* Sprachlaut repräsentiert, was sie nicht nur der Vereinfachung, sondern offenbar auch der „Logik“ des Sprachgebrauchs zurechneten. Für diese Tendenz hätten sie sich auch auf den inneren Zusammenhang zwischen Denken, Schriftgestalt und Intonation der Sprachlaute berufen können, über den Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung „Über die Buchstabenschrift“ aus dem Jahre 1824 bemerkt:

Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung des Gedanken, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeine Wirkung ist, dass sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz andres Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort bloss im Gedächtnis eine bleibende Stätte findet. Es ist aber auch zugleich unvermeidlich, dass sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte. Es ist daher keineswegs gleichgültig, welche Art der Anregung die geistige Thätigkeit durch die besondere Natur der Schriftbezeichnung erhält. [...] Offenbar aber müssen, wenn die Gesamtwirkung nicht gestört werden soll, das Denken in Sprache, die Rede und die Schrift übereinstimmend gebildet, und wie aus Einer Form gegossen sein.<sup>12</sup>

Die Reform eines Schriftsystems, das durch Fremdeinfluss der gesprochenen Sprache entfremdet war, ging – legt man Humboldts These zugrunde – über die üblichen Streitereien um Rechtschreibregeln weit hinaus. Zum einen sollte die orthographische Vereinfachung der kollektiven Alphabetisierung zugutekommen, eine Voraussetzung nicht nur für den Anschluss an moderne Bildungsstandards, vielmehr auch eine notwendige Bedingung politischer Mitsprache. Zum andern blieb die Reform unter gegebenen Umständen nicht auf die schlichte Ökonomisierung der Lehr- und Lernmethoden beschränkt, sondern entsprach durchaus kolonialismuskritischen Absichten. Denn auf

12 W. von Humboldt 1963, 84f.

wen gingen die alten, durch die Reform zu korrigierenden Transkriptionsregeln zurück? Auf die spanischen Mönche, seit Jahrhunderten die Herren der Schrift und jener schulischen Abrichtung, von der es in *Noli me tângere* heißt, sie verwandle die Kinder in nachplappernde Papageien.<sup>13</sup> Die Hispanisierung des tagalischen Lexikons war das Werk dieser Mönche und hatte den Effekt, die andere Schrift und zugleich damit die Lautwerte des Tagalischen dem spanischen Schrift- und Lautsystem zu assimilieren. Zumindest deutet Rizals Berufung auf den „Geist der Sprache“ an, dass er in der ‚Renaturierung‘ der Schriftzeichen eine Chance sah, die mit der europäischen Sprache eingeführte Entfremdung zwischen Sprach- und Schriftgebrauch des Tagalischen aufzuheben. Und wenn er sich davon auch noch Vorteile für das vergleichende Sprachstudium verspricht, so liest sich das wie ein versteckter Hinweis auf seinen eigenen, lange gehegten Plan, die Architektur des Tagalog in einer systematischen Sprachbeschreibung, d. h. in einer Grammatik, abzubilden.

Schon im Sendbrief zeigt sich, wie geschickt Rizal mit dem Beschreibungsapparat der linguistischen Phonetik umzugehen verstand, um zwischen den Sprachvehikeln – Laut- und Schriftzeichen – zu vermitteln. Es würde freilich zu weit führen, wollte ich hier seine kritischen Betrachtungen des Konsonanten- und Vokalgebrauchs sowie seine praktischen Reformvorschläge im Einzelnen paraphrasieren. An dieser Stelle möchte ich mich vielmehr allein dem von ihm so genannten „armen k“ zuwenden, einem Buchstaben der – so meinte er – als griechisches Erbstück (*kappa*) nicht mit dem lateinischen <c> zu verwechseln sei. In der Schreibweise des Tagalischen sollte, zumal in dieser Sprache das <k> – anders als im Spanischen – leicht aspiriert ausgesprochen werde, an die Stelle der dafür bisher üblichen spanischen Schriftzeichen <c> oder <qu> eben das „arme k“ treten. Zur Erinnerung: Im Spanischen bezeichnen in der Regel den stimmlosen Verschlusslaut /k/ die Schriftzeichen <c> vor a, o, u (+ Konsonant) und <qu> vor e und i.<sup>14</sup>

Den Vorwurf seiner spanischen Widersacher, er mache sich mit der Einführung des <k> zum Parteigänger der Bismarckschen Annexionsgelüste und verrate zugleich sein eigenes Land, konterte Rizal im Sendbrief mit folgenden Worten:

13 *Noli me tângere* 1887, 94

14 Die k-Polemik hat allenfalls indirekt mit sprachwissenschaftlichen Fragestellungen im engeren Sinne zu tun; auch im Deutschen finden sich digraphische Schreibweisen für das Phänomen /k/ (Quelle, Fuchs, Christ, Chor usw.)

Diejenigen, welche gegen die Einführung des *k* sich sträuben, begründen ihre Opposition mit dem Hinweis auf die „deutsche Herkunft“ dieses Mitlautes. Nun ist es wohl wahr, dass die Deutschen in neuerer Zeit diesem Buchstaben einen besonderen Cultus widmen, indem sie ihn in Worte eingeführt haben, wohin er nicht gehört z.B. *Konzert*, *Kursaal* u. s. w., aber es heisst sich vor der gesammten Welt grossartig zu blamieren, wenn man dem armen *k* einen deutschen Ursprung aufmutzen [i. e. vorwerfen] will [...]. Russen, Engländer, Dänen, Norweger, Schweden, Holländer, ja sogar die Franzosen besitzen diesen „deutschen“ Buchstaben und auch die übrigen Völker, welche eine von den europäischen Alphabeten verschiedene Schrift besitzen, haben unter ihren Buchstaben einen, der dem *k* der lateinischen Transcription entspricht. Es ist demnach, um nicht noch ärgeres zu sagen, kindisch, die Einführung des *k* in die Transcription des Tagalog unter Hinweis auf die „deutsche Herkunft“ dieses Buchstabens zurückzuweisen und die Abneigung gegen dieses arme *k* als einen Beweis echten Patriotismus zu nehmen. (S. 317)

Die ‚Abneigung gegen das arme *k* – ein Beweis echten Patriotismus‘! Über diese Formulierung kann ich nicht einfach hinweggehen, ohne mich einer Abschweifung schuldig zu machen, in der allerdings das „arme *k*“ als Beweismittel für das herhalten muss, was aus verblendeter Sicht als angeblich ‚echter Patriotismus‘ gelten soll.

Gegen Ende des Großen Krieges von 1914 bis 1918 nämlich suchte der Heidelberger Kultursoziologe Alfred Weber in einem öffentlichen Vortrag verzweifelt nach Erklärungen für die Niederlage der Deutschen. Da fiel ihm eine alte verhängnisvolle Gegenüberstellung ein, die bereits zu Beginn und noch während der Kriegshandlungen die rhetorischen Hassgesänge auf beiden Seiten der Front befeuert hatte. Den Deutschen warfen die Franzosen vor, ihre „Kultur“ sei nichts anderes als Barbarei. Die Deutschen ätzten zurück, die Franzosen lebten nach den seelenlosen Gesetzen der mechanisch funktionierenden „Zivilisation“. Offenbar war es Alfred Webers Redeabsicht, die alte, fatale Opposition „Kultur“ vs. „Zivilisation“ mit Hilfe einer recht seltsamen Buchstabenmystik auf das Niveau jener völkerpsychologischen Spekulationen zu heben, mit denen er ohnehin sympathisierte. Zwar suchte er auch nach Vorteilen sowohl im einen wie anderen Konzept; doch beide zu militanten Schlagwörtern verkommenen Wörter wie komplementäre oder synonyme Begriffe zu betrachten und so ihre exklusive Oppositionstellung zu annullieren, fiel ihm nicht ein. Im Gegenteil: Den Parteigängern der „Zivilisation“ warf er vor, sie hätten keine Ahnung, was es bedeute, „dass wir Deutschen uns bei ihrem Begriff nicht ohne weiteres begnügen, dass wir

immer noch von ‚Kultur‘ mit jenem anspruchsvollen, harten deutschen Anfangsbuchstaben“ reden.<sup>15</sup> Natürlich: ‚hart‘ und ‚deutsch‘; die Kombination mit dem jetzt – bitte sehr! – groß zu schreibenden <K> passte unter den aktuellen kriegerischen Umständen nur allzu gut zur phonetischen Beschreibung dieses Schriftzeichens als „Plosif-“ oder „Explosivlaut“; während der Anfangsbuchstabe von Zivilisation sich, phonetisch gesprochen, gerade mal mit dem Geräusch eines zischenden Reibelauts – eines „alveolaren Frikativs“ – zufrieden geben muss.

Es mag, wie Rizal schreibt, eine „kindische“ Unart sein, die Parteinahme für oder gegen etwas an einem Buchstaben festmachen zu wollen. Dennoch spricht er selber von einem „Cult“ der Deutschen, das <k> sozusagen an die ‚falsche‘ Stelle zu setzen, während der lateinische Ursprung des Lehnworts – von *cura* zu Kur sowie von *concertare* zu Konzert – doch die Beibehaltung des <c> nahelege. Im Hintergrund dieses „Cults“ stand aber nichts anderes als die Unsicherheit an der Schwelle des Übergangs von der unbestimmten zur standardisierten Orthographie: beide Schreibweisen gingen eine Zeit lang bequem nebeneinander her. Mit geradezu rechthaberischer Leidenschaft hat zum Beispiel Blumentritt in einer Anmerkung seiner Sendbrief-Übersetzung dort am Buchstaben <c> festgehalten, wo der gleichzeitig geltende Rechtschreib-Duden das <k> empfahl: „Ich lasse hier einige Zeilen weg, in welchen der Autor den Deutschenhass der Spanier, der sich auch gegen den am Carolinenconflict [sic] ganz unschuldigen Buchstaben *k* richtet, in geistreicher Weise verspottet.“ Um weitere verwirrende Beispiele für die Umwandlung des <c> zu <k> zu erwähnen: spanisch *Castilla* wurde zu tagalisch *Kastila*, französisch *Creole* zu haitianisch *Kreyól*, französisch *Canaque* zu deutsch *Kanake*; aber das deutsche Lehnwort *Zyste* (griech. *κύστις*) schrieb und schreibt sich französisch dann doch wieder *kyste*.<sup>16</sup>

Hält man sich an die These des Genfer Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure, eines Zeitgenossen Rizals, das Bezeichnende (*Signifikant*) – hier die Schriftzeichen – verhalte sich frei (arbiträr) zum Bezeichneten (*Signifikat*) – hier die Wörter und ihre Bedeutung (*Lexeme*) –, könnte man die k-Polemik wohl auf sich beruhen lassen. Doch welcher Beobachter einer beliebigen Rechtschreibreform wollte behaupten, die Schriftzeichen seien unschuldig? Gewiss, zur Geburt verhalf ihnen – das mag sogar wahr sein – die Hebamme Willkür, doch mit dem Gebrauch wachsen ihnen von Alpha bis Omega Funktionen zu, über deren falsche Einschätzung schon manche den

15 A. Weber [1918/1927] 1999, 353

16 Einige Beispiele finden sich in Megan C. Thomas' Studie „K is for De-Kolonization“ (2007), der ich etliche Anregungen verdanke.

Verstand verloren haben. Rizal spielte mit Ironie solche Gefahren herunter, knüpfte aber hochgemut an Pardo de Taveras Empfehlungen an, um etwas zu ändern. Von ihrem praktischen Nutzen und ihrer historischen Bedeutung überzeugt, setzte er sich mit aller Macht für die Verbreitung der reformierten Orthographie des Tagalog ein.

Schon in *Noli me tángere* finden sich – was er selber im Sendbrief hervorhebt – zahlreiche Tagalog-Wörter in neuer Schreibweise. Was im übrigen auch für seine Übersetzungen aus dem Deutschen und überhaupt für alle von ihm in der lokalen Muttersprache verfassten Briefe und Schriftstücke gilt. Denn die Übersetzungen vor allem der Werke berühmter Europäer ins Tagalische, sollten – das gehörte zu Rizals Bildungsmission – nicht nur zur Literarisierung der einheimischen Erzählkunst beitragen, sie sollten vielmehr auch die reformierte, von spanischen Einflüssen gereinigte Schreibweise der *kommenden* Literatur quasi als Signum kreativer Selbständigkeit gemeinsam mit der Erinnerung an ein ehrwürdig altes Schriftsystem des Tagalischen, das *Baybayin*, vergegenwärtigen. Verbürgt hatte die kulturelle Würde des Tagalog nicht zuletzt Humboldts, d. h. eines Deutschen freundlicher Hinweis auf diese Sprache. Fortan buchstabierte Rizal seinen Geburtsort Calamba nicht mehr nach spanischer, sondern nach tagalischer Art: Kalamba.<sup>17</sup> Ob Aussprache, Orthographie, Schriftsystem, Sprachraum, Grammatik oder Literarizität – Rizal betrachtete diese linguistisch gewichtigen Faktoren nicht isoliert, sondern wie die Bruchstücke einer durch Fremdherrschaft beschädigten Kultur, deren Zusammenhang sich mit wissenschaftlichen Mitteln wieder herstellen lässt.

Auch Pedro Serrano Lactaw, der 1889 ein Spanisch-Tagalisches Wörterbuch veröffentlichte, folgte unter Berufung auf Pardo de Tavera bereits den Regeln der neuen Schreibweise. Man sollte also meinen, Rizals ein Jahr später veröffentlichter Sendbrief sei nach Erscheinen eines solchen Wörterbuches nicht mehr nötig gewesen. Aber keineswegs! Denn angesichts der bestehenden Machtverhältnisse war die Durchsetzung der Rechtschreibreform alles andere als einfach. Wurden doch Schulunterricht und Zensur nach wie vor von den Mönchsorden kontrolliert und hatten die Sprachwissenschaften keinen Platz an den katholischen Universitäten. Wie also verfahren? Rizal schlug den Weg über die Mund- und Publikationspropaganda ein und nutzte dafür sein Ansehen als Autor und *ilustrado*. Wen immer

17 In einem an Blumentritt adressierten Brief aus Dapitan vom 5. April 1896 diskutierte Rizal in Auseinandersetzung mit kritischen Äußerungen des Indologen Willy Foy weitere orthografische Details seines Sendbriefs, die vor allem Schreibung und Lautwerte von Digraphen wie <ng> betrafen. Ab hier folge ich der tagalischen Schreibweise Rizals.

er mündlich oder schriftlich ansprach, jeden forderte er auf, die neue Orthographie sich zu eigen zu machen und ab sofort anzuwenden. Genau diese Strategie aber verstanden seine Gegner als verschärften Angriff auf die spanische Kulturhoheit. So warfen die Konservativen unter seinen Landsleuten ihm Missachtung eines angeblich bewährten Regelwerks vor, während seine spanischen Widersacher Verrat an den patriotischen Idealen Iberiens und bewusste Untergrabung der kolonialen Sprachhoheit witterten.

Tatsächlich machte das „arme k“ bald darauf eine erstaunliche Karriere als Waffe im Kampf gegen das spanische Kolonialregime. 1892 gründeten revolutionäre Philippiner, darunter Freunde Rizals und Mitglieder der gescheiterten *Liga Filipina*, einen Geheimbund, den sie unter der etwas umständlichen tagalischen Formel *Kataas-tasang Kagalang-galangang Katipunan ng mgá anak ng bayan* (Oberste ehrenhafte Vereinigung der Landeskinder) als Sammelpunkt für eine patriotische Untergrundbewegung einrichteten. Dieses – kurz *Katipunan* genannte – Bündnis hatte von Anfang an die Loslösung von Spanien zum Ziel und bereitete insgeheim die bewaffneten Aufstände des Jahres 1896 vor. Verwendete das handschriftliche Gründungsdokument des Geheimbundes durchgehend noch das spanische <c>, setzten die wenig später kursierenden Abschriften an dessen Stelle das <k>.<sup>18</sup> Zahlreiche tagalische Wörter, deren Gebrauch bei Intellektuellen und Revolutionären ihre Bedeutung in politische Diskursfelder verschoben hatte, beginnen mit der Silbe <ka>. Drei dieser Wörter bildeten bald so etwas wie den geheimen Revolutionscode: *katipunan*, *kalayaán*, *kat(o)wiran*. In Pedro Serrano Lactaws *Diccionario Tagalog-Hispano* (1889) werden sie wie folgt ins Spanische übertragen:

- katipunan* ~ junta, congegración (*Versammlung, Vereinigung, Bündnis*)
- kalayaán* ~ libertad (*Freiheit, Unabhängigkeit*)
- kat(o)wiran* ~ razón (*praktische Vernunft*)

Wollte man dieses Begriffstrio in einen vollständigen, als Revolutionsdevise brauchbaren Satz einfügen, könnte dabei folgendes herauskommen: *Um der Freiheit willen ein schlagkräftiges Bündnis der Willigen gründen, ist ein Gebot praktischer Vernunft.*

Andrés Bonifacio, der erste Präsident des *Katipunan*, gründete mit seinen Mitstreitern im Frühjahr 1896 – Rizal befand sich im vierten Jahr seines Exils – eine tagalische Zeitung mit dem Titel *Kalayaán* (Freiheit). Deren

18 Einzelheiten in: Jim Richardson, *The Light of Liberty: Documents and Studies on the Katipunan, 1892–1897*. Manila 2013

Verbreitung unter der Landbevölkerung bescherte dem Geheimbund einen enormen Mitgliederzuwachs und steigerte mithin über dieses Medium auch die Kampfkraft der Revolutionäre im Wartestand. In dieser Zeitung veröffentlichte Bonifacio unter dem Titel „Was die Tagalen wissen und begreifen sollten“ (*Ang Dapat Mabatid ng mga Tagalog*) einen Aufruf, in dem er auf seine Art die von mir vorgeschlagene Sentenz ausbuchstabierte und zugleich an die Anfänge der Kolonialzeit anknüpfte. Von Anbeginn an seien die Beziehungen zwischen Tagalen und Fremden vertraglich abgesichert worden, doch dann hätten die Spanier nicht nur gegen den Vertrag verstoßen, sondern ihn auch gebrochen. Das Land der Tagalen hätten sie verwüstet, die Indigenen betrogen, sie ausgebeutet und ihnen die Ehre geraubt. Auf die Frage, was zu tun sei, antwortete Bonifacio:

Die Sonne der Vernunft (*katwiran*), die im Osten aufgeht, macht uns, die wir lange blind waren, deutlich, welchen Weg wir einschlagen müssen; jetzt sehen wir die Klauen dieser inhumanen Typen, die uns den Tod brachten. [...] Die Vernunft sagt, dass es Zeitverschwendung ist, auf die versprochene Erlösung zu warten. Die Vernunft sagt, dass wir uns allein auf uns selbst verlassen und unser Lebensrecht niemals einem anderen anvertrauen dürfen. Die Vernunft sagt, dass wir uns einig sein sollten, einig in unseren Gedanken, auf dass wir imstande sind, das in unserem Land herrschende Übel aufzuspüren.<sup>19</sup>

Es mag auf den ersten Blick etwas akademisch klingen, der „Vernunft“ die Stimme des Aufruhrs zu leihen. Doch man kann davon ausgehen, dass Bonifacio die Appelle der in Frankreich während der Revolution in den Stand einer Gottheit erhobenen Vernunft bekannt waren. Und hat er nicht recht, wenn er das Licht der Vernunft im Osten aufgehen lässt?<sup>20</sup>

Der Sieg des <k> über das spanische <c> triumphierte schließlich auf der Revolutionsfahne des *Katipunan*, die drei große weiße <K> auf rotem Grund präsentierte. Es ist eine ungewöhnliche Fahne, deren Buchstaben sich als Initialen sowohl des Geheimbundes als auch der revolutionären Triade *Katipunan* (Bündnis), *Kalayaan* (Unabhängigkeit) und *Katwiran* (Vernunft) lesen lassen.



19 Iletto 1998, 85 f.; Übersetzung aus dem Englischen, D. H.

20 P. Frankopan: Licht aus dem Osten, 2016

In Rizals Augen aber stand diese politische Buchstabensymbolik für einen Irrweg, der zwangsläufig ins Verderben führen muss. Loslösung vom ‚Mutterland‘ Spanien war für ihn, den Reformler, kein Thema, um wieviel weniger die Anwendung revolutionärer Gewalt. Zu ihm passte besser jene Aufgabe, die Freund Blumentritt in einem Brief vom 26. April 1891 ihm nahe legte:

Gehe also noch nicht nach den Philippinen, geh' lieber nach Leiden [...] und studiere dort die wissenschaftliche Basis des Malayischen. Schaffe dann ein Wörterbuch Deinem Volke, wie es Littré den Franzosen gegeben, und wenn Du nichts anderes gethan haben solltest, wie dieses, so wird (ganz abgesehen von dem Noli me tangere) Dein Name unsterblich nicht nur in Deinem Volke, in Deinem Vaterlande, sondern in der ganzen Welt fortleben.<sup>21</sup>

21 Epistolario Rizalino III, 1933, 188